

Verbundkatalog Kalliope

In: Das Inselschiff. Jg. 8, H. 2, April 1927, S. 148-151.

Dank der Jugend an Rainer Maria Rilke.

Mann, Klaus

April

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

„Denn er war keiner von den immer Müdern,
die freudloser werden nach und nach,
mit kleinen Blumen wie mit kleinen Brüdern
ging er den Wiesenrand entlang und sprach.
Und sprach von sich und wie er sich verwende,
so daß es allem eine Freude sei;
und seines hellen Herzens war kein Ende,
und kein Geringes ging daran vorbei.
Er kam aus Licht zu immer tieferm Lichte,
und seine Zelle stand in Heiterkeit.
Das Lächeln wuchs auf seinem Angesichte
und hatte seine Kindheit und Geschichte
und wurde reif wie eine Mädchenzeit.“

Hugo Marti im „Bund“ vom 30. Dezember 1926.

★

DANK DER JUGEND AN RAINER MARIA RILKE

NUN, da sein fünfzigster Geburtstag schon ziemlich lange vorüber ist, kommt es mir vor, als hätten wir, als hätte die Jugend ihn nicht festlich genug begangen, ihn noch nicht hinreichend gefeiert, und als hätten wir unsere Verehrung ihm an diesem Tage deutlicher und stärker darbringen sollen. Er müßte unserer Dankbarkeit ganz sicher sein, er dürfte keinen Zweifel an ihr haben können — denn keiner Stimme vielleicht sind wir so tief wie der seinen verpflichtet.

Ich lese seit Wochen täglich in den „Sonetten an Orpheus“ und in den „Duineser Elegien“ — das heißt, ich lese nicht eigentlich in ihnen, wie man wohl sonst in Büchern liest, ich nehme nur von den beiden dünnen Bändchen jeden Tag eines zur Hand und spreche vor mich hin ein paar von den Gedichten, die ich schon auswendig weiß, so wie jemand sich jeden Tag ans Klavier setzt und ein geliebtes Musikstück immer wieder spielt oder ein Stückchen Melodie singt, das schöner wird, je öfter man es hört.

Es ist ein großer Trost für uns alle, die wir heute beginnen, daß diese Gedichte heute entstehen konnten, heute, in unseren Tagen. Sie sind tröstlich und hilfreich nicht durch das eigentlich, was sie von dieser Zeit aussagen können — denn sie scheinen ihr fremd gegenüberzustehen —, sie geben nicht direkte Antwort, ja, zunächst sieht es aus, als rührten sie die Probleme kaum an, die uns beglücken, peinigen und erschrecken — aber sie teilen uns mit von ihrer eignen Beruhigtheit, ihrer Ordnung, ihrer Musik, ihrer Trauer und ihrem Frieden. Vielleicht wurde überhaupt noch niemals so schön gedichtet — diese Lyrik ist so kühn und überraschend neu, wie sie gedämpft und abhold jedem Lärme ist. Was Rilke bis dahin gegeben hatte, erscheint nun beinahe konventionell. Wenn ich neben den „Sonetten an Orpheus“ das „Stundenbuch“ lese, das ich früher so liebte, glaube ich in ihm jetzt gewollte, unwahre, klingelnde Töne zu hören — so sehr sind diese neuen Verse nun von allem Nur-Artistischen gereinigt. Nun ist die äußerste Vergeistigung des Gedichtes und zugleich seine äußerste Versinnlichung gewagt — diese Sonette und Elegien, die auf den ersten Blick nur schwierig, abstrakt und fast verstiegen schienen, sind von einer letzten, vollkommenen Einfachheit. Die Liebe zu den Tieren und Dingen, die schon im „Stundenbuch“ so sehr angestrebt und ersehnt ist — nun schwingt sie in jedem Rhythmus.

„Voller Apfel, Birne und Banane,
Stachelbeere — Alles dieses spricht
Tod und Leben in den Mund — Ich ahne —
Lest es einem Kind vom Angesicht,
wenn es sie erschmeckt — —“

Blumen, Obst und Kinder, Tiergesichter, Gärten, Gegenstände, Spiegel, Ring und Krug werden immer wieder angeredet, bedankt und besungen — und auf der anderen Seite, wiederum jenseits des Verstandes, die, von denen hier so viel und unter solchen Schauern von Angst und Glück gesprochen

wird: die Engel. Ihr fürchterliches und gebenedeites Flügelschlagen scheint durch alle diese Verse zu gehen, ja, vielleicht sind diese überhaupt nur für die Engel gesungen. „Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?“ beginnt von den „Duineser Elegien“ die erste — und die zweite fängt an: „Jeder Engel ist schrecklich. Und dennoch, weh mir, ansieh ich euch, fast tödliche Vögel der Seele, wissend um euch.“ Und weiter redet er die Engel an, huldigt ihnen, den Gefürchteten und Geliebten, mit einer Elegie von elementarer, unheimlicher Kraft und Intensität.

Er, der singen muß, steht nun wieder tragisch zwischen unbelebter Kreatur und Engel, in seiner Stimme ist die Schwermut untröstlich, wenn sie erkennt: „Mit allen Augen sieht die Kreatur das Offene. Nur unsre Augen sind — wie umgekehrt.“ Mit der Gabe des bewußt wachenden Verstandes verflucht und gesegnet, steht nun wieder der, der zuschauen und singen muß. „Und wir, Zuschauer immer überall — dem allem zugewandt und nie hinaus — Uns überfüllt. Wir ordnens. Es zerfällt. — Wir ordnens wieder und zerfallen selbst.“

Das ist es: daß er es ordnet. Daß er sich singend eingeordnet fühlt und seiner Schwermut alles Anklagende nimmt. Und was bedeutet an dieser Stelle der Name, das Symbol des „Orpheus“, wenn nicht die musikalische Ordnung, das Sich-Einfügen, das demütige Teil-Nehmen, Teil-Sein? „Heil dem Geist, der uns verbinden mag — denn wir leben wahrhaft in Figuren —“ Auch hier ist das Erfüllung, was das „Stundenbuch“ ersehnte, forderte, wollte. Nun erst meint diese Stimme wirklich alles, wenn sie aus dem kreisenden System irgend etwas nimmt, sei es ein Mädchen, eine Frucht oder einen Engel.

„Welchem der Bilder du auch im Innren geeint bist
(Sei es selbst ein Moment aus dem Leben der Pein),
fühl, daß der ganze, der rühmliche Teppich gemeint ist.“

Unsere Dankbarkeit für den, der diese Zeilen schrieb, sollte wahrhaft keine Grenzen kennen. Wir glaubten nicht, daß dies noch möglich wäre — daß dies schon möglich wäre, glaubten wir nicht, schon jetzt, schon heute: diese letzte, äußerste, überraschendste Sublimierung der Sinnlichkeit, so daß die Sinnlichkeit zum Geiste wird und dabei die ganze Stärke und Innigkeit ihrer Naivität behält. Der kühnste, heikelste Gedanke und das zarteste Gefühl finden sich zur lange erhofften, niemals gewagten Identität, in Wortgebilden von nie dagewesener Kühnheit und Süße vereint sich die Sinnlichkeit mit dem Geist. — Auch unsere Zeit konnte solches hervorbringen, selbst diese Zeit, selbst sie? — Sie allein war dazu imstande, ihr vorbehalten war dieses Wagnis, ihr zugedacht diese schwierigste und einfachste Kunst — denn sie ist die Zeit der Synthesen. Diese beiden kleinen Bücher sind nicht fremde Gewächse neben der Zeit. Was sie ausdrücken, was in ihnen Melodie und Dichtung wird, ist vielmehr an dieser Zeit, von deren Tagesfragen sie sich so weit entfernen, das Zukünftigste, Neueste, Beste.

Möge die Jugend achtgeben, daß sie dies Lied nicht auch überhöre — das Lied bedarf der Jugend nicht mehr, es bedarf überhaupt keiner Zuhörerschaft, es blüht ganz für sich — aber wie sehr bedarf die Jugend des Liedes. Und doppelt merke sie auf, wenn direkt an sie dieses Lied sich richtet, wenn Rilke sich an uns, an jeden von uns, wendet und warnt:

„Knaben, o werft den Mut
nicht in die Schnelligkeit,
nicht in den Flugversuch.
Alles ist ausgeruht:
Dunkel und Helligkeit,
Blume und Buch.“

*Klaus Mann in der „Literarischen
Welt“ vom 14. Januar 1927.*

★ ★ ★